Madleh [Fortsetzung]

Autor(en): **Senn, Carl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-572111

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

besteht vor ihm. Und ihren Ueberschuß an Kraft gewinnt sie aus Gleichrichtung aller ihrer Kräfte. So sucht sie ihre Siege, so trägt sie Niederlagen. Sie baut, sie heilt, sie richtet auf. Sie steht hoch. Sie steht einsam.

4. Oeffentliche Meinung.

Der Mann, der den Journalisten rasiert.

Der Mann, der den „Corriere" liest, damit man an sein Italienisch glaubt.

Der Mann, der Bernard Shaw falsch ausspricht.

Der Mann, der zufällig so heißt wie ein „Jemand".

Der Mann, bei dessen Schwester der Schriftsteller früher Mittagstisch nahm.

Diese und solche Leute finden, mehr als andere, Vergnügen daran, sich hören zu lassen. Sie bilden eine Additionskolonne. Die Summe heißt Oeffentliche Meinung. Sie ist nicht ohne Einfluß, und wenn sich diese Leute ärgern, so nennt man das: Kochen der Volksseele.

Aber da ist auch:

Der Mann, der dies verkauft.

Der Mann, der das verkauft.

Der Mann, der Zölle zahlen muß.

Der Mann, dessen Konkurrent Zölle zahlen muß.

Diese und solche Leute finden, mehr als andere, Nutzen dabei, sich vernehmen zu lassen, und nicht nur im Insertionsteil der Zeitung liest man ihre geldstarke Reklame. Sie bilden die Faktoren einer komplizierten Rechnung, und das Resultat heißt Maßgebende öffentliche Meinung und regiert die Geschicke der Welt.

Es gibt noch andere Leute: Lebensgereiste Menschen, die vieles erschaut und erfühlt und dann überdacht haben. Sie sprechen auch, auch schreiben sie etwa. Miteinander sprechen sie, und sie hören einander zu. Füreinander schreiben sie, und nur sie verstehen, was von ihnen einer schreibt. Es sind das Leute, die eine eigene Meinung haben.

Mit der öffentlichen Meinung hat das nichts zu schaffen. Felix Beran, Zürich.

Madleh.

Novelle von Carl Senn, Basel. Nachdruck verboten.

(Fortsetzung).

So war es fünf Jahre gegangen. Pünktlich hatte jeweils der Zins entrichtet werden können, und die beiden restierenden waren beglichen worden. Zweimal sogar war es möglich gewesen, etwas über die pflichtige Amortisation hinaus abzutragen. Madleh schlug es im Zinsbuch nach und lebte nochmals ihre mit verkümmerten Jugendtagen erkauften Freuden durch. Das erste Mal hatte die Mutter zwei Butterwecklein gekauft für den Sonntag. Aber fast mit Gewissensbissen hatte sie die dann hervorgeholt und beim Einbrocken wieder und wieder gefragt: „Wird doch kein Leichtsinn sein, den der Herrgott bei uns ahnden muß?" Nachher hatte sie noch lange darüber gebangt, und um keinen Preis hätte sie sich solches wieder erlaubt, um ja aller Unruhe ledig zu sein. Sie waren dann am Sonntag nach Martini jeweils nur miteinander hinter dem Tisch gesessen und hatten die Zahlen angeschaut und wohl zehn-, wohl zwanzigmal nachgerechnet, ob sich nicht irgendwo ein Fehler versteckt halte. Noch ganz deutlich erinnerte sich Madleh, wie der Mutter kummergefurchtes Antlitz sich immer aufgehellt, wenn es Pläne gemacht und gesagt: „Schau, Mutter, mit jedem Jahr wird der Zins etwas kleiner, und wenn wir allweil gleichviel auf die Kasse tragen, so schwindet die Schuld schneller, und nach so viel Jahren können wir fertig sein." Dann hatte die Mutter vor sich hingenickt und sich ein wenig in dieser Aussicht gesonnt: „Wird ihm auch jedesmal wohlen, dem Vater, wenn der Martini vorbei ist, vielleicht noch mehr als uns. Denn 's ist kein Kleines, wenn einer sich mit solcher Angst muß ins Grab legen lassen und immer zu kümmern hat, werden sie's auch erschaffen. Ja, gönn's ihm schon, wenn die Bürde von Jahr zu Jahr leichter wird. Will mich gern für ihn plagen!"

Madleh vernahm aber auch wieder, wie die Mutter nachher immer hinzugesetzt, so ernst und schwer: „Mög uns doch der Gottswill unser Herrgott gnädig wei-

ter helfen, daß wir's zu End führen! Kind, Kind, wollen nit dem Herrgott ein Exempel vorrechnen, müssen sonst leicht merken, daß er andere Zahlen in seinem Buch hat als seine törichten Menschlein!"

Immer mehr vertiefte sich die Dasitzende in das aufgeschlagene Zinsbüchlein und schien gar nicht mehr zu wissen, wo sie sich eigentlich befand und daß noch ein langes Stück Weges zurückzulegen sei bis zur Hütte. Sie las und las. Zeile um Zeile, von denen jede ein Jahr umfaßte mit viel Mühe und Sorgen und Kümmernissen und Fehlschlägen, mit unterdrückten Hoffnungen und heißem Lebensverlangen. Schon im sechsten Jahre nach des Vaters Tod war es kaum möglich geworden, das Geld aufzubringen. Da hatte sich bei der Mutter ein Bresten eingestellt, der ihr das Gehen immer mehr erschwerte. Um keinen Preis hätte sie den Arzt heraufkommen lassen. Statt ihrer mußte nun das Madleh auf den Mattenhof hinunter, während sie sich noch eine Zeit lang zu den Leuten schleppte, wo bisher dieses sein Verdienstlein gefunden. Es wußte noch genau, wie verzweifelt sich die Mutter gebärdet, als das Uebel immer ärger geworden und sie schließlich selbst zum Spinnen und zur Arbeit im Hause nicht mehr taugte. Noch immer hörte es mit kaltem Grausen, wie jene in den Nächten mit dem Herrgott gehadert, wie sie gegrollt: „Ein Weib, das seinen Mann unter dem Boden vor der Schand retten will, das schlägst du so ohn' Erbarmen mit deiner harten Faust? Soll nun der Geldstag über mich kommen? Hab' mir's doch, weiß Gott, sauer genug werden lassen, hab' immer nur mein hart Stücklein Brot gegessen und reichlich Kreuz und Plag gehabt, nie hab' ich dawider gemurrt, hab' auch allzeit in Ehren gelebt und soll nun so traurig verelenden! Herrgott, treib's nit so grausam mit mir! Herrgott, Herrgott, zeig mir doch, daß du der Herrgott bist, sonst hab' ich niemand mehr, dem ich vertrauen kann!" Aber der Lienert-Christin Gebresten hatte seinen schnellen Fortgang genommen, und bald war sie an den Füßen gänzlich gelähmt gewesen.

Von da weg stellten die Zahlen nur noch Madlehs erarbeiteten Lohn dar; die Mutter war von der Zeit an gänzlich zur Untätigkeit verdammt gewesen. Verdammt! Nicht ohne Bitternis und Ingrimm hatte die Tochter sich dieses manchmal gesagt; denn alles Sinnen und Denken der alten Frau schien nur noch darauf auszugehen, ein Mittel zu finden, wodurch sie dem Mädchen des Vaters Schuld ebensosehr als ein Schreckgespenst für alle Stunden des Tages und der Nacht könnte entgegentreten lassen, wie es bei ihr der Fall war, seitdem sie von dem so dringend notwendigen Verdienen ausgeschlossen war. In diesem Bestreben hatte sie es denn schließlich dahin gebracht, dem Madleh das Leben zur Qual, zur Hölle zu gestalten durch ihr fortwährendes geradezu unmenschliches Hetzen und Jagen. Nicht einmal die kurze Nachtruhe ließ sie ihr ungeschmälert. Lange bevor der Tag über den Bergkamm stieg, hatte die Lienert-Christin die neben ihr Liegende schon unsanft aus dem Schlafe gerüttelt, oft auch mit Schlägen nicht gekargt, damit die Hausgeschäfte noch besorgt, die Ziegen gemolken, das Futter gemäht und zum Dörren ausgebreitet oder andere Ackerarbeit verrichtet werden konnte, bevor sie auswärts der Arbeit nachzugehen hatte. Kehrte sie dann am Abend todmüde vom schweren Tagwerk heim, so stand das Spinnrad schon zurechtgerückt, und die Alte bettelte und tobte: „Nur eine Spule voll!" Dann versuchte Madleh mit der letzten Kraft das Wupp zu treten, bis die Füße versagten und die Augen zufielen und das verzweifelte Keifen der Mutter ungehört verloren ging...

Dem alten Mädchen, das droben auf der Steinplatte unter der überhangenden Felswand saß, war das Büchlein, daraus es sein Leben dergestalt entgegentreten sah, in den Schoß geglitten. Es blickte hinweg über die tiefe Talschlucht, in der die Nebel sich ballten und langsam sich hebend über die dunkeln Tannenwipfel emporstiegen. Der Regen hatte nachgelassen. Der Himmel starrte nicht mehr in seinem reglosen Grau. Er zeigte wieder Leben und Bewegung. Die Wolken zogen eilend und wandelten ihre seltsamen Formen zu immer phantastischeren Gebilden. Hier und dort zerriß die Hülle, und der blaue Himmelsgrund wurde sichtbar. Madleh setzte hastig den Weg fort. Zu lange hatte

es gerastet. Eigentlich sollte es schon den Wald unter sich haben und durch die Wiesen schreiten, darauf die wenigen Häuser des Steinrütiwilers zerstreut standen. Willem war wohl schon auf dem Sennhof? Heute abend wollte er den Dienst aufkündigen. So hatten sie's abgemacht, als sie sich getrennt. Denn es war etwas Unerwartetes geschehen. Madleh hatte gerechnet, bis übers Jahr die Schuld bewältigen zu können. Wie sie nun des Morgens auf die Kasse gekommen, hatte man ihr gesagt, der Herr Direktor sei unlängst gestorben und habe einigen Schuldnern etwas in seinem Testament ausgesetzt, das an ihren Schulden abzuschreiben sei. Der Witwe Lienert treffe es hundert Franken. Kein Wort hatte sie auf diese Eröffnung erwidern können vor Glück und Schreck. Die Knie hatten ihr wieder gezittert, wie jenes erste Mal, da sie hier gewesen. Draußen sogar war sie noch lange wie versteinert gestanden. Die lautere Freude hatte der Willem bekundet. Bei einem Glas Most hatten sie sich dann die Folgen dieses Ereignisses klar gemacht, und Madleh hatte nach tiefem Besinnen geäußert: „Wenn ich recht ernst hab', bis zur Lichtmeß kann ich die siebenundzwanzig Franken noch verdienen, und dann — dann ist's vollbracht!" Flennen hatte sie müssen, fassungslos flennen, bis sie den Gedanken endlich hatte bewältigen können. In unbeholfener Zärtlichkeit hatte Willem dem Mädchen die Hand gestreichelt und gesprochen: „Das ist jetzt nicht mehr lang. Lichtmeß ist bald da, die Zeit über halten wir's schon noch aus!"

Wie eine Trunkene war Madleh eine Weile neben ihm hergegangen. Gemeinsam hatten sie ihre spärlichen Einkäufe besorgt und sich endlich getrennt, als sie schlüssig geworden, nach Lichtmeß müsse sogleich die Hochzeit sein.

Nun stieg es bergan. Schon war es beim ersten Höflein vorüber. Höher oben stand sein Heimeli. Es mußte nochmals Atem schöpfen. Die Wolken wanderten, dunkelgeballte und lichtgesäumte, hinweg über den blauenden Himmelsgrund. Ueber den fernen Bergkämmen stand es helle und klar. Ein bleicher Lichtschein schwebte über die Matten, und in den Gräsern blitzte es auf. Madlehs Blicke folgten dem über die Erde eilenden Licht, womit nach so rauhen Sturmestagen die Abendsonne hinter den Wolken hervor nun die einsamen stillen Höhen begnadete. Dem Mädchen wurde dabei feierlich zumute. Wie es dem entweichenden Schein zu folgen sich bemühte, fiel plötzlich auch ein Strahl über den Ort, wo es stand, und übergoß es warm und hell. Ein leises Lächeln lockte er in die welken Züge. Schon aber hatte eine nachdrängende Wolke den Schein wieder fortgescheucht, und die Schatten breiteten sich von neuem; des Mädchens Blick und Antlitz aber blieben durchsonnt. Madleh schritt auf das Häuschen zu und murmelte über die Schwelle tretend: „Was die Mutter wohl sagen wird?"

III.

Lichtmeß war vorüber.

Ein schwerer körniger Schnee lag über dem Hügelland. Seit Tagen war die Luft schneidend und eisig, doch von einer blinkenden Klarheit, daß die fernen Waldhöhen sich scharf vom strahlenden Himmel abhoben. Weit dehnte sich die weiße, pfadlose Einsamkeit, aus der hier und dort schwarze Tannen aufragten wie ungastliche Inseln. Nur das heisere Gekrächze gieriger Raben, die in den Wipfeln hausten, tönte zuweilen hinein in die Stille. Sonst kein Laut. Es war, als ob hier oben das große Schweigen seinen Anfang nehmen wollte.

In der Lienert-Christin niederm Stübchen, dem die schweren, grobschlachten Balken und das schwarzbraune Föhrentäfer ein düsteres, beengendes Aussehen gaben, hockte auf der Fensterbank hinter dem Tisch dreist und breitspurig der grelle Schein der Wintersonne. Er nahm sich da drinnen als ein recht sonderbarer und freier Gast aus, wie er so ohne alle Rücksicht und Umstände sich weit über die wurmstichige Tischplatte hinlegte, darauf der rote beblümte Milchtopf und die braune Ohrentasse mit den weißen Tupfen standen. Eingehend beguckte er das wunderlich verschnörkelte Blattwerk des irdenen Geschirres, und neugierig blinzelte er in alle Winkel.

Auf dem mächtigen Steinofen, der fast die Hälfte des Raumes in Anspruch nahm, schnurrte die graue Katze behaglich.

Schläfrig tickte die Wanduhr neben der Türe. Sonst regte sich nichts. Das Keifen und Greinen der Lienert-Christin war seit einigen Tagen verstummt. Sie wohnte nun in einem noch viel engern Stübchen, draußen, zugedeckt vom Schnee. Lange hatte sie hier drinnen ausgehalten. Ueber achtzig Jahre waren es gewesen zu Anfang des Winters. Sie hatte sich fortgesehnt mit Schmerzen. Seit sie gegangen, war es fast, als ob die Helle viel eher wagte, die Kammer zu betreten.

Hinter dem Häuschen in dem kleinen Verschlage, der unter dem tief herabhangenden Schindeldach mit Brettern notdürftig eingewandet war, wurde Holz gescheitet. Mit dumpfem Dröhnen hallte es in regelmäßigen Abständen durch den Raum, wenn der Axthieb fiel und die Scheite vom Spaltstock gegen die Wände fuhren. Schon beizeiten am Morgen war die Arbeit aufgenommen worden. Nun verstummte der Lärm, und Schritte wurden laut, die über die Steinplatten in der Küche liefen. Dann öffnete sich die Türe, und herein trat das Madleh. Die Axt, die es trug, stellte es in die Ofenecke, und ungelenkig streifte es dann die Zwilchhandschuhe ab. Die frosterstarrten Finger ineinanderkrampfend, hauchte es in die blauen, aufgelaufenen Hände. Als die Glieder endlich etwas von ihrer Steifheit verloren, begann es das Geschirr wegzuräumen. Der Milchtopf wurde ins Ofenrohr geschoben. Darauf ging sein Blick nach der Uhr. „Keinen guten Aufsteig hat er heute, sonst könnt' er schon hier sein," sprach es dann vor sich hin und versank eine Weile ins Sinnen.

Als es dessen gewahr wurde, kam eine unnütze Geschäftigkeit einsmal über das Mädchen. Schließlich ließ es sich auf der Fensterbank nieder, von wo aus der verschneite Hang zu überblicken war. Auch nicht eine einzige Fußspur gab zu erkennen, wo der Talweg sich hinzog. Keiner aus dem Tal kümmerte sich um die Menschen in den Steinrütihöfchen, und da oben trug niemand Verlangen nach denen drunten.

Madleh wollte einige Wegmarken entdecken. Die großen Felsstücke, die am Wege lagen, und die Dornhecken, die ihn säumten, mußten zeigen, wo er den Durchgang nahm. Doch wie ihre Augen auch suchten, es gelang ihr nicht, ihn zu finden. Das weiße Schneelinnen mit seinem Flimmerglanz glich alle Erhebungen und Tiefen aus. Des Mädchens Augen schmerzten. Es legte die Hand darüber hin. Als es sie nach geraumer Weile wieder weghob, fiel der Blick von neuem auf die Winterhülle, die die Pfade begrub, und es kam ihm der Gedanke: Wenn nun einer schon heraufkommen möchte, so könnte er sich nicht einmal zurechtfinden im tiefen Schnee ... Ohne daß Madleh sich dessen eigentlich bewußt war, spann es den Faden weiter: Wenn es einer wäre, der Gutes brächte, so müßte einem dieses bitter leid tun; wenn er aber nur kommen wollte, um andern das Leben schwer zu machen, dann wäre es ein Glück, daß ihm der Weg verrammelt bliebe ... Wie ihm nach einiger Zeit das träumerische Sinnen ins volle Bewußtsein überging, schrak es zusammen, und es erinnerte sich plötzlich, warum es in das Schneeland hinausspähte. Der Willem sollte kommen, heute! So hatten sie es am Lichtmeßtag in Hochfelden drunten beredet, wie es dort den letzten Rest der alten Schuld abbezahlt, wozu auch er sich eingefunden, um das Weitere abzumachen. Heute nun sollte ihr Hochzeitstag sein! Inzwischen aber war der Schnee gefallen über das Hügelland und über der Lienert-Christin Grab. Jetzt saß es hier und suchte den Pfad, auf dem er herumsteigen sollte. Ob der Willem sich wohl durchbahnte? Gewohnt war er es schon, über verschneite Hänge sich einen Weg zu pfaden; denn auf dem Sennhof hatte er im Winter oft zu den Nachbarhöfen hinauf- und hinunterzugehen, und dann — zählte er ja die Stunden, wie er selber gestanden, bis er endlich einmal sein Daheim hätte. Er würde sich gewiß tapfer durchschlagen ... Wie es denn zusammen wohl werden möchte, wenn er erst da wäre? Wohlig und freundlich und — hoffnungsreich? Es kam ein leises, scheues Verlangen über die Dasitzende, und unwillkürlich glitt ihr Gesicht wieder über den glitzernden Schnee. Aber pfadlos breitete sich's ... Wenn er den Weg verfehlte? Dort, wo die fünf Wettertannen aus der Tiefe ragten, dort bog es rechts um, wenn man zu ihr herauf wollte.

(Fortsetzung folgt).

Unterwalden